

05.01.26 – Montagsakademie: Wozu Priester? – Dazu Priester!

1	Der Horizont: Die Priesterfrage ist eine Kirchenfrage.....	1
2	Priesterforschung seit 1950: Konstanz der Befunde bei radikal veränderten Kontexten	3
3	Der Rückgang der Priesterzahlen: Spiegel eines umfassenderen Wandels.....	4
4	Transformation der Kirche: Vom Übergang zum Dauerzustand.....	4
5	Der Synodale Weg im Horizont der Transformation.....	5
6	Der Wandel als theologischer Kairos	6
7	Wozu Priester nicht gebraucht werden: Geistlicher Gewinn und Entlastung.....	6
8	Die Identitätsfrage als Schlüssel der gegenwärtigen Situation: Christusbezug als Identitätsanker und Identitätsmarker	8
9	Praeclarum munus: Der Dienst am Priestertum der Gläubigen als Resonanzamt und Dienst der Ermutigung	9
9.1	Priester als existenzielle Stellvertreter	10
9.2	Sakramentale Präsenz als verdichtete Beziehung	10
9.3	Priester als Zeugen eines Glaubens ohne Absicherung.....	11
9.4	Geistliche Autorität: Die Kunst für Leben zu sorgen	11
10	Berufung in der Berufung: Reifung, Profil und geistliche Farben.....	12
11	Menschen der Hingabe: Die Wende zum Diener als christologische Zuspitzung aller Sakramentalität	13
12	Wozu Priester? – Dazu Priester!: Eine Ermutigung für alle, die priesterlich leben möchten.....	15

Teil I: Horizont, Kontext, Analyse

1 Der Horizont: Die Priesterfrage ist eine Kirchenfrage

„Wozu Priester?“ – „Dazu Priester!“

Diese Fragestellung und die Antwort: beides ist zunächst provokant.

Für manche ist das störend, für andere überfällig, für wieder andere irritierend, völlig unnötig oder frustrierend. Dazwischen liegen viele weitere Schattierungen – je nach existenzieller

Betroffenheit, persönlichem Engagement, biografischen Erfahrungen oder kirchenpolitischer Position.

Und doch ist die Frage eine ehrliche Frage. Eine Frage, die sich nicht mehr unterdrücken lässt.

Sie ist eine ernsthafte Anfrage an Kirche und Theologie – und sie entsteht im Horizont einer noch umfassenderen Frage: **Wozu noch Kirche?**

Beide Fragen sind miteinander verschränkt. Wer nach dem Priestertum fragt, fragt unausweichlich nach dem Selbstverständnis der Kirche selbst, nach ihrer Sendung, ihrer Gestalt und ihrer Glaubwürdigkeit unter den Bedingungen einer tiefgreifend veränderten gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Die Krise des Priesterseins bei uns hier im deutschsprachigen Raum – weltkirchlich wäre die Diagnose sicher anders – ist auf diesem Hintergrund kein Randphänomen. Sie ist ein **Seismograph**. In ihr verdichten sich kirchliche Selbstvergewisserungsprozesse, die weit über eine einzelne Berufsgruppe hinausreichen. An der Gestalt des Priesterseins lässt sich ablesen, wie Kirche mit Wandel umgeht: ob sie an überkommenen Selbstbildern festhält, ob sie sich defensiv stabilisiert oder ob sie den Mut findet, sich praktisch-theologisch neu zu bestimmen.

Dieser Vortrag ist bewusst nicht apologetisch angelegt. Dabei möchte ich eine gute Tradition fortsetzen, die ich hier an der Theologischen Fakultät gelernt habe: die Argumentationsweise des Thomas von Aquin. Thomas hat kritische Fragen immer ernst genommen – so ernst, dass er, bevor er seine eigene Argumentation entfaltet, zunächst die stärksten Einwände oder Problemindikatoren formuliert.

Mein Beitrag will verstehen, unterscheiden und neu profilieren. Ich werde mich dabei nicht primär dogmatischen Fragen widmen, die von vielen Fachleuten gut – wenn auch kontrovers – diskutiert werden.

Ich möchte pastoralpsychologisch argumentieren. Mich interessieren die Menschen, um die es geht: ihre Lebenssituation und ihre Zukunft. Hier also die Priester.

Wer mich kennt, weiß: Priester zu sein ist meine Lebensform – und das seit 40 Jahren. Es war und bleibt meine beste Lebensentscheidung, wie mir im vergangenen Jahr anlässlich meines Priesterjubiläums erneut deutlich geworden ist. Dafür bin ich persönlich sehr dankbar. Meine berufliche Lebensenergie investiere ich in die Förderung aller Engagierten, die in der Kirche einen Dienst tun – nicht nur, aber auch der Priester.

Was ist mir dabei wichtig?

Ich möchte zeigen, dass die Frage nach dem Priestertum keine Randfrage, sondern ein Brennpunkt der kirchlichen Zukunft ist. Man kann Priester nicht einfach verabschieden. Man braucht sie aber auch nicht zu hätscheln, nicht zu verehren. **Aber ich bin überzeugt: Sie werden gebraucht.**

Ich möchte die Lage skizzieren – die zweifellos hoch problematisch ist –, ohne in Katastrophenrhetorik zu verfallen. Ich möchte die konkrete priesterliche Existenz in ihrem Wandlungsdruck verstehen, ohne sie zu idealisieren. Ich möchte bewusst keine schnellen Antworten liefern und keine Reformagenda präsentieren. Aber ich möchte auch niemanden ohne Perspektive entlassen.

Ich beginne den Vortrag mit einer Einordnung der Priesterfrage als Kirchen- und Zeitfrage und analysiere die aktuelle Situation anhand empirischer Befunde, demografischer Entwicklungen und des kirchlichen Transformationsprozesses, den ich theologisch als Kairos deute.

Darauf aufbauend kläre ich zunächst, **wozu Priester heute nicht gebraucht werden**, um das Amtsverständnis von klerikalen und funktionalen Überformungen zu entlasten.

Von dort her wende ich mich der Frage priesterlicher Identität zu und begründe sie nicht aus Funktion oder Rolle, sondern **aus der Beziehung zu Jesus Christus** als tragendem Identitätsanker.

Abschließend entfalte ich, **wozu Priester gebraucht werden**: im Dienst am Priestertum der Gläubigen, in sakramentaler und diakonischer Präsenz sowie in einer geistlichen Autorität, die Beziehung und Glaubwürdigkeit ermöglicht.

So möchte ich konkret und praktisch Hoffnung machen: zeigen, dass und wie priesterliche Berufung auch in Zukunft attraktiv ist und gelingen kann. Denn ich bin überzeugt, dass priesterliches Leben – ob von Priestern oder von priesterlich lebenden Männern und Frauen – nicht nur möglich, sondern sinnvoll und faszinierend sein kann.

2 Priesterforschung seit 1950: Konstanz der Befunde bei radikal veränderten Kontexten

Die empirische Priesterforschung begleitet das katholische Priestertum seit den 1950er Jahren unter sehr unterschiedlichen kirchlichen und gesellschaftlichen Bedingungen – von einer lange stabilen kirchlichen Welt bis zur heutigen Transformationsphase, die von Säkularisierung, Individualisierung und institutionellem Vertrauensverlust geprägt ist. Sie wurde geprägt von einem positiven Phänomen, dessen Schattenseite wir jetzt erleben: vom demografischen Phänomen des Babybooms.

Bemerkenswert ist dabei die Zunahme der Dramatik in den Analysen und vor allem die **Stabilität zentraler Befunde**. Und die Scheu vor den Konsequenzen.

Erstens zeigt sich über Jahrzehnte hinweg eine **hohe Identifikation der Priester mit ihrer Berufung**. Berufung wird nicht primär funktional verstanden, sondern existenziell.

Zweitens zeigt die Forschung eine **hohe strukturelle Belastung**. Diese resultiert weniger aus seelsorglichen Anforderungen als aus organisationalen Faktoren: Viele Priester erleben sich als dauerhaft zuständig, aber nur begrenzt wirksam.

Drittens – oft übersehen – berichten viele Priester zugleich über eine **hohe Lebenszufriedenheit**. Studien wie die Deutsche Seelsorgestudie zeigen, dass Priester ihr Leben trotz objektiver Belastungen als sinnvoll und innerlich stimmig erleben. Wenn sie erleben, im Dienst an Menschen existenziell bedeutsam zu sein.

Diese drei Befunde gehören zusammen: **hohe Identifikation, hohe strukturelle Belastung durch Fehlfunktionen in der Kirche und zugleich hohe Sinnbindung**. Diese Spannung ist kein individuelles Defizit, sondern Ausdruck spezifischer Rahmenbedingungen.

Gerade deshalb ist dieser Befund entscheidend. Er korrigiert eine verbreitete Deutung: Die Krise des Priestertums in Deutschland ist **keine Krise des Priesterseins an sich**, sondern eine **Krise der Lebensbedingungen berufener Menschen**.

3 Der Rückgang der Priesterzahlen: Spiegel eines umfassenderen Wandels

Unübersehbar ist der kontinuierliche Rückgang der Priesterzahlen. Dabei ist ein zentraler Zusammenhang zu beachten: Der Rückgang der Priesterzahlen ist **kein isoliertes Phänomen der Priester** und schon gar nicht des Priestertums an sich. Er steht vielmehr in engem Zusammenhang mit den **abnehmenden Zahlen kirchlich gebundener Gläubiger insgesamt** – und damit auch mit den demografischen Entwicklungen unserer Gesellschaft.

Das Priestertum ist von diesem Wandel besonders betroffen, weil es in hohem Maß an stabile kirchliche Milieus, langfristige Bindungen und institutionelle Loyalität gebunden ist.

Wo weniger Menschen Kirche tragen, entstehen auch weniger priesterliche Berufungen. Wo religiöse Sozialisation brüchig wird, verlieren spezifische kirchliche Lebensformen an Plausibilität. Und wo Kirche kulturell an Selbstverständlichkeit verliert, wird die Entscheidung für ein lebenslanges kirchliches Amt zunehmend unwahrscheinlicher.

Der Rückgang der Priesterzahlen ist daher primär Ausdruck eines **demografischen und kulturellen Wandels**, nicht Folge individuellen Versagens oder mangelnder Gläubigkeit.

Damit einher geht eine deutliche Verschiebung der Altersstruktur des Klerus: Weniger jüngere, mehr ältere Priester. Die Folgen sind steigende Arbeitsbelastung bei den Jungen, Verlust kollegialer Dichte, zunehmende Vereinzelung und – voraussehbar – eine schwierige Situation der Seniorpriester, die trotz anerkennungswürdigen Engagements aus dem Blick geraten sind.

Mit dem Rückgang der Priesterzahlen ist das Modell einer **durch Priester im Amt flächendeckend versorgenden Kirche** faktisch nicht mehr haltbar. Dennoch wird es weiterhin vorausgesetzt – in Erwartungen, Strukturen und öffentlicher Wahrnehmung.

Fasst man diese Befunde zusammen, ergibt sich eine beunruhigende Einsicht:

Wir wissen seit Jahrzehnten, unter welchen Bedingungen priesterliche Existenz gefährdet ist – und dennoch haben sich viele dieser Bedingungen weiter verschärft. Das ist kein individuelles Versagen. Es ist ein **strukturelles Problem**.

Zugespitzt formuliert: Die Krise des Priestertums ist **weniger eine Krise des Glaubens** als eine **Krise gemeinsamer kirchlicher Verantwortung**.

4 Transformation der Kirche: Vom Übergang zum Dauerzustand

Die empirischen Befunde lassen sich nur verstehen, wenn man sie in den größeren Transformationsprozess von Kirche und Gesellschaft einordnet. Empirisch betrachtet handelt es sich um einen **Strukturwandel religiöser Vergesellschaftung**. Dieser Wandel ist gekennzeichnet durch sinkende kirchliche Bindung, den Verlust kultureller Selbstverständlichkeit und wachsenden Vertrauensverlust.

Die Kirche im deutschsprachigen Raum befindet sich damit nicht in einer vorübergehenden Krise, sondern in einem **dauerhaften Wandlungsprozess**. Darauf kann man nicht nur mit wiederkehrenden Strukturreformen reagieren.

Zugleich wird deutlich: Eine bloße Optimierung bestehender Modelle wird nicht ausreichen. Es braucht ein **Ja zur Transformation**.

Strukturreformen reagieren mit größeren pastoralen Räumen, neuen Leitungsmodellen und stärkerer Arbeitsteilung. Organisatorisch sind diese Schritte nachvollziehbar.

Der entscheidende Punkt ist jedoch:

Aus persönlicher, existenzieller Perspektive eines einzelnen Priesters verändern Strukturreformen jedoch die **Bedingungen** priesterlicher Existenz tiefgreifend. Das betrifft nicht nur den Arbeitsalltag, sondern das **Selbstverständnis des Amtes**.

Wir müssen festhalten: Transformation ist dabei kein abstrakter Prozess. Sie vollzieht sich in Menschen. **Strukturen ändern sich schneller als Identitäten**. Für viele Priester entsteht daraus ein Gefühl **permanenter Vorläufigkeit**. Strukturen wechseln, Zuständigkeiten werden neu definiert, vertraute Rollen verlieren ihre Eindeutigkeit. Anerkennung wird brüchig, und das, was früher selbstverständlich war, muss heute ständig neu legitimiert werden. All dies stellt die priesterliche Existenz immer wieder neu in Frage: **Wer bin ich als Priester – jenseits von Funktionen, Zahlen und Zuständigkeiten? Werde ich gebraucht? Bekommt mein Lebensentwurf die Wertschätzung, die ich existenziell brauche?**

5 Der Synodale Weg im Horizont der Transformation

Wie reagiert die Kirche auf diese Situation?

Der Synodale Weg ist der bislang deutlichste Versuch, auf die gegenwärtige Krise eine institutionelle Antwort zu geben. Er steht für die Einsicht, dass ein „Weiter so“ keine Option mehr ist – und zeigt zugleich, wie schwer es der Kirche fällt, aus dieser Einsicht tatsächlich Konsequenzen zu ziehen.

Der Synodale Weg ist eine notwendige und längst überfällige Reaktion auf institutionelles Versagen: der Missbrauchskrise. Das prägt seinen Charakter.

Der Synodale Weg markiert den Willen der deutschen Kirche zur Veränderung: zur Machtkritik und zur strukturellen Selbstreflexion. Er ist kein Reformprojekt aus theologischer Muße oder pastoraler Experimentierfreude, sondern ist entstanden aus einer Katastrophe: dem öffentlichen Bekanntwerden sexualisierter Gewalt und ihres systemischen Vertuschens. Wir Priester haben die Verpflichtung, Verantwortung zu übernehmen, Schuld einzugestehen und um Vergebung zu bitten.

In diesem Kontext richtet sich der Blick fokussiert auf das Priestertum: als Ort von Machtkonzentration, als Träger bestimmter Amts- und Autoritätskulturen und als Teil eines Systems, das Kontrolle ermöglichte und Kritik abwehrte. Entsprechend werden im Forum „Priesterliche Existenz“ zentrale Fragen verhandelt – zu Macht, Lebensform, Spiritualität, Rollenbildern und Anerkennungskultur. Diese Themen sind notwendig und berühren reale Schmerzpunkte, die auch die Priesterforschung seit Langem benennt.

Zugleich zeigt sich allerdings ein strukturelles Risiko: Der synodale Diskurs ist stark normativ, aber vergleichsweise schwach alltagsanalytisch. Intensiv wird darüber gesprochen, wie Priester sein sollten und welche Strukturen zu verändern sind. Weitaus weniger wird reflektiert, wie Priester heute tatsächlich leben, wie sie Reformprozesse konkret erleben und wie neue Strukturen ihren Alltag prägen.

So erscheinen Priester im synodalen Diskurs häufig eher als **Adressaten** von Reformen denn als **Subjekte** des Reformprozesses. Das ist erklärbar – nicht zuletzt vor dem Hintergrund von

Verletzungsgeschichten durch klerikalen Machtmissbrauch –, bleibt aber genau deswegen problematisch. Denn empirisch wissen wir: Reformen sind nur dann nachhaltig, wenn die Betroffenen sich als Mitverantwortliche erleben. Wo Reformen als übergestülpt erfahren werden, entsteht nicht Erneuerung, sondern Defensive, Resignation und innere Distanzierung. Ein weiterer kritischer Punkt betrifft das Kontextbewusstsein vieler Reformvorschläge. Nicht selten wird implizit ein Kirchenbild vorausgesetzt, das personell, kulturell und sozial nicht mehr existiert. Die reale Kirche im deutschsprachigen Raum ist eben ausgedünnt, marginalisiert und strukturell im Rückbau. Reformen, die diese Realität nicht konsequent einbeziehen, erzeugen Erwartungen, die nicht eingelöst werden können – und erhöhen damit den Druck auf diejenigen, die weiterhin Verantwortung tragen, besonders auf die Priester.

Daraus ergibt sich eine zentrale Zuspitzung:

Die Krise des Priesterseins hier bei uns weist hin auf ein systemisches Problem: eine Krise der Passung zwischen Person, Amt und kirchlicher Umwelt in einem tiefgreifenden kulturellen und institutionellen Wandel.

6 Der Wandel als theologischer Kairos

Von hier aus lässt sich der gegenwärtige Wandel neu deuten. Was zunächst als Verlust, Mangel oder Bedrohung erscheint, kann theologisch als **Kairos** verstanden werden – als eine Zeit der Unterscheidung, der Entscheidung und eines Neuanfangs.

Der Rückgang von Zahlen, Macht und Selbstverständlichkeit ist schmerzhaft. Zugleich legt er offen, welche Formen priesterlicher Identität nicht mehr tragfähig sind. Er zwingt dazu, zwischen Wesentlichem und Gewordenem zu unterscheiden und entlarvt Selbstbilder, die stärker aus institutioneller Absicherung als aus dem Evangelium gespeist sind.

Der Kairos besteht darin, dass Kirche – und mit ihr das Priestertum – nicht mehr aus Stärke leben muss, sondern aus **Glaubwürdigkeit**. Nicht aus Macht und Kontrolle, sondern aus **Beziehung**. Nicht aus Selbstverständlichkeit, sondern aus **bewusster Entscheidung**.

Dieser Kairos ist nicht automatisch heilsam. Er verlangt theologische Unterscheidung, geistliche Reflexion und strukturelle Konsequenzen. Aber er eröffnet die Chance, priesterliche Identität zu **klären**, statt sie nur zu verteidigen oder zu resignieren.

7 Wozu Priester nicht gebraucht werden: Geistlicher Gewinn und Entlastung

Auf diesem Hintergrund lässt sich nun recht klar bestimmen, **wozu Priester nicht gebraucht werden**. Entscheidend ist dabei zu Beginn ein zentrales **Zeichen der Zeit**: die endgültige Verabschiedung jedweder Form von **Klerikalismus**.

Papst Franziskus hat diese Diagnose mit großer Klarheit und Härte formuliert. Er bezeichnet Klerikalismus als eine **Perversion des Priestertums**. In einer Meldung von Radio Vatikan heißt es zugespitzt: „*Klerikalismus treibt die Leute aus der Kirche.*“. Franziskus versteht darunter eine Haltung religiöser Überlegenheit: Kleriker, die sich über andere stellen, Distanz zum Volk halten und ihre Macht absichern – intellektualistisch, kasuistisch, selbstreferenziell.

In einer Ansprache von 2016 sagt Franziskus:

„Das Übel des Klerikalismus ist etwas sehr Hässliches. Und das Opfer ist das arme, demütige Volk, das auf den Herrn wartet. Jesus hat sich nicht auf dieses Spiel eingelassen. Er ist zu den Kranken, den Armen, den Ausgeschlossenen gegangen.“

Und 2021 betont er gegenüber Seminaristen noch einmal:

„Der Klerikalismus ist eine Perversion des Priestertums. Die Rigidität ist eine seiner Erscheinungsformen.“

Vor diesem Hintergrund zeichnet Franziskus ein Gegenbild priesterlichen Lebens: Priester sollen sich nicht „anders“ oder „besser“ fühlen als die übrigen Gläubigen, sondern als **Brüder unter Geschwistern** leben – mitten im Volk, hörend, berührbar, bereit, sich die Hände schmutzig zu machen. Gefordert ist ein pastoraler Stil der Nähe: zu Armen, Kranken und Ausgegrenzten, verbunden mit der Bereitschaft, Kontrolle und Absicherung zugunsten des Evangeliums loszulassen.

Für das Selbstverständnis des Priesters bedeutet das: **Autorität als Vaterschaft, nicht als Herrschaft; Dienst statt Karriere; geistliche Unterscheidung statt moralischer Rigidität.** Franziskus ruft zu einer Kirche auf, die sich als „heiliges, geduldiges Volk Gottes“ versteht – nicht als Standesgesellschaft. Zugleich fordert er Priester heraus, ihre eigene Faszination für Rolle, Status und religiöse Macht nüchtern als **Versuchung** zu erkennen.

Auf dieser Basis lässt sich in knapper Form sagen, **wozu Priester nicht gebraucht werden – und nicht gebraucht werden dürfen:**

- Sie werden nicht gebraucht als **Identitätsanker einer verunsicherten Institution** – nicht als Machtpuffer in Zeiten wachsender Konflikte um Geld, Gebäude, Zuständigkeiten, Rollen oder Emotionen.
- Priester werden nicht gebraucht, um kirchliche Systeme zu stabilisieren oder ein Modell flächendeckender Vollversorgung künstlich in die Zukunft zu retten.
- Sie werden nicht gebraucht als **Sakramentenautomaten**. Liturgie darf nicht zum Programm werden, Kasualien nicht zur Abfertigung. Sakramente sind Beziehungsgeschehen, keine religiöse Dienstleistung.
- Sie werden nicht gebraucht als **geistliche Helden**. Priester werden nicht geadelt, wenn sie als Amtsmaschinen funktionieren. Das Evangelium ist kein Aufruf zur Selbstzerstörung, sondern zur Hingabe in Freiheit.
- Und vor allem: Sie werden nicht gebraucht als **Ersatz für das Priestertum der Gläubigen**. Wo priesterliches Handeln kirchliches Leben ersetzt, wird das gemeinsame Priestertum beschädigt und auf bloße Zuarbeit reduziert.

Diese Folie des „**Wozu nicht!**“ ist keine Abwertung des Amtes. Im Gegenteil: Sie schützt das Amt vor Funktionalisierung und bewahrt die Person vor Überforderung. Sie eröffnet eine neue geistliche Klarheit – bei Priestern, bei Gläubigen und in kirchlichen Organisationsprozessen.

Erst wo falsche Zuschreibungen losgelassen werden, kann sich das Eigene neu zeigen. **Das „Wozu nicht!“ öffnet den Raum für Profilierung.**

Teil II: Identität und Christusbezug

8 Die Identitätsfrage als Schlüssel der gegenwärtigen Situation:

Christusbezug als Identitätsanker und Identitätsmarker

Wenn also so vieles in der Kirche unter Wandlungsdruck steht, stellt sich mit neuer Schärfe die Frage nach der **Identität des Priesters** in einer konkreten Kultur, an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Zeit – um mit *Gaudium et Spes* zu sprechen.

Selbstverständlich hat das Verständnis des Priesterseins als „character indelibilis“ seine Gültigkeit. Und trotzdem: Aus anthropologischer Perspektive ist Identität nicht als gefrorener Block im Sinne eines überzeitlichen unveränderlichen Identitätskerns zu verstehen, sondern als **relationale Wirklichkeit**. Sie entsteht im Zusammenspiel von Selbstbild und Fremdbild, von Anerkennung, Rolle, Sinn und Zugehörigkeit.

Priesterliche Identität ist deshalb niemals rein privat. Sie bildet sich in Beziehungen: zur Kirche, zur Gemeinde, zur Gesellschaft und nicht zuletzt zur eigenen Biografie. Gerät dieses Gefüge aus dem Gleichgewicht, entsteht eine Identitätskrise – nicht als persönliches Versagen, sondern als **systemisches Signal**. Identitätskrisen zeigen an, dass vertraute Deutungsmuster nicht mehr tragen.

In der gegenwärtigen Situation erleben viele Priester eine wachsende Diskrepanz zwischen ihrem eigenen Selbstverständnis und den Erwartungen der kirchlichen Umwelt. Rollen werden unklar, Zuständigkeiten widersprüchlich, Anerkennung brüchig. Was früher selbstverständlich war, muss heute immer wieder neu legitimiert werden. Identität wird dadurch **prekär**.

Diese Prekarität erzeugt nicht nur psychische Belastung, sondern auch **theologische Verunsicherung**. Wo Identität nicht mehr gemeinsam getragen wird, entsteht die Versuchung, sie theologisch dogmatisch zu immunisieren und gleichzeitig funktional abzusichern – nach dem Muster: „Ich bin geweiht!“ und damit verbunden: „*Ich bin, was ich tue*.“ Das führt zu Überaktivität, spiritueller Überhöhung oder Rückzug. Beides sind verständliche, aber auf Dauer nicht tragfähige Reaktionen.

An diesem Punkt muss daher eine grundlegende theologische Vergewisserung einsetzen:

Priesterliche Identität gewinnt ihren letzten Halt nicht aus Rolle, Funktion oder institutioneller Absicherung, sondern **aus Beziehung: zu Jesus Christus**. Diese Beziehung ist nicht ein zusätzlicher Aspekt priesterlicher Identität, sondern ihr Grund.

Das wussten wir schon lange. Aber es ist in der Praxis aus dem Blick geraten.

Der Christusbezug ist der eigentliche Identitätsanker. Er trägt vor aller Leistung und unabhängig von äußerer Anerkennung. Er bleibt tragfähig auch dann, wenn kirchliche Selbstverständlichkeiten wegbrechen, wenn Rollen unsicher werden und wenn institutionelle Bindungen an Plausibilität verlieren.

Zur Vergewisserung: Dieser Christus hatte selbst keinen gesicherten Ort, keine institutionelle Machtbasis und keine soziale Absicherung. Seine Sendung gründete nicht in auf stabilen

innerweltlichen Machtstrukturen, sondern in Vertrauen auf die Zusage: „Du bist mein geliebter Sohn!“. Also auf der eigenen Berufung.

Für Priester wird der Christusbezug so zum **Identitätsmarker**: Er gibt Gestalt und Profil. Wo diese Beziehung verdunkelt oder funktional überlagert wird, verlagert sich Identität zwangsläufig auf äußere Marker wie Rolle, Leistung oder Verfügbarkeit. Die bekannten Folgen sind Überforderung, innere Leere oder spirituelle Abwehrmechanismen. Gerade deshalb ist die Rückbindung an Christus kein spirituelles Add-On, sondern eine **existenzielle Notwendigkeit**.

Ein Priester ist nicht zuerst jemand, der etwas für Christus TUT, sondern jemand, der sich von Christus her versteht. Christus ist nicht primär das moralische Vorbild, das es nachzuahmen gilt, sondern der Beziehungspartner, von dem her sich Identität überhaupt erst erschließt.

9 Praeclarum munus: Der Dienst am Priestertum der Gläubigen als Resonanzamt und Dienst der Ermutigung

Wozu sind Priester da?

Das Zweite Vatikanische Konzil gibt in *Lumen Gentium* eine ebenso zentrale wie überzeugende existenziell bedeutsame und zugleich in den Alltag der Seelsorge weisende Antwort. Ich möchte sie gerne ins Rampenlicht stellen.

Dort heißt es:

„Die geweihten Hirten wissen sehr gut, wieviel die Laien zum Wohl der ganzen Kirche beitragen. Sie wissen ja, daß sie von Christus nicht bestellt sind, um die ganze Heilsmission der Kirche an der Welt allein auf sich zu nehmen, sondern daß es ihre vornehmliche Aufgabe ist, die Gläubigen so als Hirten zu führen und ihre Dienstleistungen und Charismen so zu prüfen, daß alle in ihrer Weise zum gemeinsamen Werk einmütig zusammenarbeiten.“

Das Konzil beschreibt den priesterlichen Dienst hier als ein **praeclarum munus** innerhalb der *communio* der Kirche – als eine ausgezeichnete, ja geschenkte Aufgabe. Priester sollen die Gläubigen als Hirten führen (*pascere*), ihre Dienste und Charismen wahrnehmen und prüfen (*recognoscere*) und so dazu beitragen, dass alle nach ihrer je eigenen Weise am einen Werk der Kirche mitwirken.

Entscheidend ist dabei der Akzent des Konzils: Das Verb *recognoscere* meint nicht Kontrolle oder Bewertung von oben, sondern ein **wiedererkennendes Wahrnehmen dessen, was der Geist bereits wirkt**. Dienste und Charismen entstehen nicht durch den Priester, sondern durch den Heiligen Geist. Sie anzuerkennen ist kein Akt der Macht, sondern ein Akt **geistlicher Demut**.

So steht der Priester nicht über den Charismen, sondern **in ihrem Dienst**. Er handelt nicht stellvertretend anstelle der Gläubigen, sondern in einer Weise, die darauf zielt, dass das **gemeinsame Priestertum** wirksam werden kann. Darin liegt keine Schwächung des Amtes, sondern seine konziliare Gestalt.

In einer solchen Kirche ist der Priester nicht „alles“, sondern etwas **Begrenztes und Bestimmtes**: Er steht im Dienst an Wort und Sakrament, im Dienst der Einheit und der Unterscheidung der Geister. Er ist eine **Resonanzfigur**: In seiner Weise zu glauben, zu feiern, zu leben und zu leiten wird etwas von Christus erfahrbar.

Das Amt ersetzt nicht die Taufberufung der Gläubigen. Es tritt nicht an ihre Stelle und trägt Kirche nicht stellvertretend für andere. Seine Würde liegt vielmehr darin, **zu ermöglichen**, dass Getaufte aus ihrer eigenen Berufung leben können.

Damit wird ein falsches Gegeneinander konsequent aufgelöst: nicht Amtspriestertum **gegen** Taufpriestertum, sondern Amtspriestertum **im Dienst** des gemeinsamen Priestertums.

Diese Perspektive ist zugleich **entlastend und anspruchsvoll**. Sie befreit Priester von der Vorstellung, Kirche allein tragen zu müssen. Und sie verlangt eine Haltung der Ermöglichung, der Begleitung und der Förderung – statt der Kontrolle oder Überformung.

Priesterliche Autorität gewinnt hier ihre eigentliche Gestalt: Sie gründet nicht in Überlegenheit, sondern in **Beziehungskompetenz**. Das ist anspruchsvoll.

9.1 Priester als existenzielle Stellvertreter

Von hier aus können nun weitere Facetten entfaltet werden, wozu Priester gebraucht werden können, ohne in Funktionalismus zu verfallen.

Wozu dienen Priester?

Priesterliche Identität zeigt nicht darin, dass Priester im Zentrum stehen, nicht im Besetzen der Mitte, sondern im **Offenhalten von Räumen**, in denen Glauben wachsen kann. Priester sind in dieser Hinsicht existenzielle Stellvertreter – nicht im Sinne moralischer Überlegenheit, sondern im Sinne personaler Präsenz.

Stellvertretung meint hier nicht: „Der Priester glaubt für die anderen.“ Sondern: Der Priester hält existenziell und in seinem Handeln einen Raum offen, in dem Gottes Beziehung zum Menschen zur Sprache kommen kann. Priester sind „Verweis-Personen“.

Das ist keine exklusive Kompetenz. Aber es ist eine spezifische Verantwortung, die ihm übertragen wurde. Und eine spezifische Verantwortung, für die er sich entschieden hat. Und der Priester muss durch sein Leben sagen: „Ich bin es NICHT!“

Diese Art von Stellvertretung, die den Himmel offen hält, zeigt sich besonders dort, wo priesterliche Dienste in den existenziellen Situationen des Menschseins gebraucht werden:

- wenn Menschen an Grenzen kommen,
- wenn Sprache versagt,
- wenn Hoffnung brüchig wird,
- wenn Schuld benannt und vergeben werden muss,
- Leben und Tod sich berühren.

9.2 Sakramentale Präsenz als verdichtete Beziehung

Von der Christusbeziehung her erschließt sich auch der sakramentale Dienst neu. Der priesterliche Dienst wird spürbar, erlebbar, konkret in den Sakramenten der Kirche. Sakramentales Handeln ist ein Grundauftrag der Kirche, in dem Gottesbeziehung gegenwärtig gesetzt und vertieft wird.

Sakramente sind keine magischen Akte einer mit magischen Kräften ausgestatteten Person.

Sakramente sind von Christus gestiftete Zeichenhandlungen der Kirche, in denen Gottes Gnade wirksam gesetzt wird. So wird die Beziehung zwischen Christus und den Glaubenden sakramental verdichtet und vertieft.

Das Dienstamt des Priesters (so Gisbert Greshake) „...vergegenwärtigt – im ständigen Bezug auf das maßgebende apostolische Zeugnis – *in der Kirche* und *für die Kirche* Wort und Wirken Jesu Christi selbst und steht somit als ‚Repräsentant Christi‘ (auch) den übrigen Gläubigen und ihren geistgewirkten Fähigkeiten *gegenüber*“.

Der Priester steht hier nicht als „Sakramentenverwalter“, sondern als jemand, der sich selbst in diese Beziehung hineinnehmen lässt. Gerade in einer Zeit knapper werdender Priester wird deutlich: Es geht nicht um möglichst flächendeckende Eucharistiefeier, sondern um authentische, verantwortete, schöne Feier.

Und hier zeigt sich die tiefe Einheit von Priestertum des Amtes und Priestertum der Gläubigen: Sakramente sind immer Handlungen der ganzen Kirche – aber sie brauchen eine personale Gestalt, die ihre kirchliche Verbindlichkeit verkörpert.

9.3 Priester als Zeugen eines Glaubens ohne Absicherung

Aus der Christusbeziehung erwächst noch eine weitere, heute besonders wichtige Dimension:

Priester werden gebraucht als Zeugen eines Glaubens ohne gesellschaftliche Absicherung. Priester leben eine „exotische“ Existenz im Risiko: um des Himmelreiches willen. Nicht als Wissende, nicht als Besitzende, sondern als Menschen, die selbst im Vertrauen unterwegs sind.

In einer Kirche, die ihre Selbstverständlichkeiten verliert, braucht es Menschen, die sagen können: Ich trage den Glauben nicht, ich werde von ihm getragen – auch im Zweifel, auch in der Unsicherheit. Ich verlasse mich auf die Zukunft, die von Gott auf mich zukommt.

Das ist keine heroische Haltung. Es ist eine zutiefst menschliche. Und gerade darin unterscheidet sich priesterliche Zeugenschaft heute fundamental von früheren Rollenerwartungen. So wird Priestersein existenziell missionarisch.

9.4 Geistliche Autorität: Die Kunst für Leben zu sorgen

Schließlich ergibt sich aus der Christusbeziehung eine neue Weise geistlicher Autorität.

Nicht:

- Autorität durch Amt,
- Autorität durch Macht,
- Autorität durch moralische Überlegenheit.

Sondern: Autorität durch gelebte Beziehung, durch Transparenz der eigenen Grenzen, durch Bereitschaft zur Verantwortung bis hinein in die Hingabe. Diese Autorität ist leise. Sie lässt sich nicht verordnen. Aber sie wird wahrgenommen – gerade in einer Zeit, die autoritären Gesten misstraut.

Was geistliche Autorität heute sein kann, hat der Pastoraltheologe und Pastoralpsychologe Hermann Stenger paradigmatisch näher beschrieben. Geistliche Autorität ist „*Die Kunst, für Leben zu sorgen*“: Auf der Basis einer guten Sorge um sich selbst soll der Hirt für das Leben und die Fülle des Lebens derjenigen eintreten, für die er einzutreten hat. Und dies tatsächlich – wenn notwendig – bis zur Hingabe des eigenen Lebens. Dass Stenger diese Autorität übrigens allen priesterlich lebenden Personen zuspricht, sollten wir hier nicht unter den Tisch fallen lassen.

Teil III – Profil, Dienst & diakonische Wende

10 Berufung in der Berufung: Reifung, Profil und geistliche Farben

Wenn ich die bisherigen Überlegungen dazu, **wozu Priester gebraucht werden**, zusammenfassen will, dann so: Sie werden gebraucht, weil ihre Existenz dem Dienst Christi in der heutigen Zeit ein **begrenzt, aber reales Gesicht** gibt. Sie werden gebraucht, **wenn und insofern** sie aus der Beziehung zu Christus leben und diese Beziehung personal, begrenzt und glaubwürdig zur Sprache bringen.

Damit stellt sich die Frage: **Wie geschieht das konkret?** Wie verstehen sich Priester heute angesichts eines Transformationsprozesses, der sie in ihrer gemeinsamen Berufung neu herausfordert? Welche spirituellen Selbstverständnisse werden dabei lebendig?

Meine These lautet: Priester haben die Chance, wieder neu das Profil des menschnahen und gottesnahen Seelsorgers zu entwickeln.

Empirische Befunde – etwa aus einer Arbeit mit Priestern wie denen der Erzdiözese Freiburg – zeigen ein differenziertes, aber gut interpretierbares Bild:

Dazu ein kurzer Einblick: Im vergangenen Jahr hatte ich den Auftrag des Bischofs von Freiburg, 100 Priester, die Leitende Pfarrer von Seelsorgeeinheiten gewesen waren, auf ihren neuen Auftrag als Kooperatoren in den 36 neuen großen Pfarreien, die im Januar dieses Jahres 2026 an den Start gehen, vorzubereiten. Administrative Aufgaben klassischer Pfarrer haben sie nicht mehr.

Ich habe dabei mit ihnen an ihren mentalen Modellen ihres Selbstverständnisses als Priester gearbeitet in der Spannung zwischen 1. Sakramentalem Amt, 2. Institutioneller Rolle und 3.

Persönlicher spiritueller Identität: Das ist das Spannungsfeld ihrer priesterlichen Berufung (vergleichen Sie dies auf dem Handout).

Ich habe sie gebeten, dafür „Markierbegriffe“ ihres priesterlichen Selbstverständnisses in einem Brainstorming in Kleingruppen zusammenzutragen. Die Priester waren selbst beeindruckt von dem, was dabei herausgekommen ist. Sie haben gespürt, dass ihr Herz für die Seelsorge schlägt. Bedeutsam für den Neustart scheint mir dabei zu sein, dass 100 Priester auf einmal mit einem solchen Motivationsvorhaben an den Start gehen. Dies könnte viel Positives auf den Weg bringen für das „Wozu“ von Priestern.

Mit Hilfe von KI habe ich für unseren Vortragsabend hier daraus eine WordCloud generiert: also die Begriffe nach Häufigkeit grafisch visualisiert. Für mich ist das ein positives Zeichen der Hoffnung:

Die Priester möchten Seelsorger sein für die Menschen in kirchlichem Auftrag. Dies verwirklicht sich nicht in einer einzigen Form, sondern in verschiedenen **geistlichen Haltungen und Profilen** – etwa als Deuter, Begleiter, Zuhörer, Tröster, Vermittler oder auch als Irritator im positiven Sinn. Diese Rollen stehen nicht hierarchisch nebeneinander, sondern bilden ein **Spannungsfeld**, in dem priesterliches Handeln konkret wird.

Bemerkenswert ist dabei, dass die klassische **Management- oder Leitungsrolle** im eigenen spirituellen Selbstverständnis dieser neu an Profil gewinnenden Gruppe kaum noch eine zentrale Rolle spielt. Priester verstehen sich zunehmend wieder neu als **Seelsorgende** – näher an der Weise Jesu selbst, der nicht als Manager auftrat, sondern in Beziehung, Zuwendung und Sendung lebte.

Das erfordert die Fähigkeit, im priesterlichen Handeln **geistlich zu unterscheiden**: Welches Profil dient hier und jetzt dem Menschen, der Gemeinde, dem Evangelium?

So verstanden ist Priestersein für den Einzelnen eine „**Berufung in der Berufung**“. Damit ist die geistliche Aufgabe gemeint, die eigene priesterliche Identität **bewusst zu gestalten**, ohne sie neu begründen zu müssen. Es geht um die existenziellen **Farben**, in denen ein Priester heute seine Berufung lebt. Nicht jeder Priester muss alles gleich tun. Nicht jede priesterliche Existenz muss dieselbe Form annehmen.

Diese Profilierung ist keine beliebige Individualisierung. Sie ist Ausdruck **geistlicher Reife**. Sie nimmt ernst, dass Menschen – auch Priester – unterschiedliche Charismen, biografische Prägungen und spirituelle Zugänge haben. Die Berufung bleibt dieselbe, aber sie wird konkret. Dem müssen die Einsatzbedingungen des Personals Rechnung tragen.

Entscheidend ist dabei: Diese Profilierung geschieht **nicht isoliert**, sondern **im Presbyterium**. Gerade unter Bedingungen knapper Ressourcen und wachsender pastoraler Räume ist es weder realistisch noch theologisch sinnvoll, wenn alle Priester versuchen, alle Aufgaben in gleicher Weise zu erfüllen. Christologisch gesprochen repräsentieren Priester Christus **nicht durch Vollständigkeit**, sondern durch **Dienst und Verweis**.

Das Presbyterium ist dann nicht die Summe identischer Rollenträger, sondern ein **geistlicher Resonanzraum**, in dem unterschiedliche priesterliche Profile bewusst miteinander stehen. Einheit entsteht nicht durch Gleichförmigkeit, sondern durch **geistlich verantwortete Ergänzung**.

Ein Presbyterium, das solche Unterschiede ernst nimmt, fördert Kooperation nicht nur organisatorisch, sondern **spirituell**. Es entlastet den Einzelnen und stärkt zugleich das gemeinsame Zeugnis. Vielfalt und Differenz werden dabei nicht als Defizit, sondern als **Ressource** verstanden. Das bedeutet dann auch ganz praktisch: Priester müssen in Teams, nicht als Monaden oder Einsiedler eingesetzt werden.

Gerade hier liegt eine wichtige Zukunftschance: nicht im Rückzug auf Individualmodelle, sondern in einer **neu gewonnenen Qualität gemeinsam getragener priesterlicher Existenz**. Auch das hat strukturelle Konsequenzen: Es braucht in Zukunft verschiedene Formen gemeinschaftlichen Lebens als Priester.

11 Menschen der Hingabe: Die Wende zum Diener als christologische

Zuspitzung aller Sakramentalität

An diesem Punkt möchte ich den Gedankengang noch einmal ausdrücklich christologisch ausrichten und verdichten. Die Frage nach der Zukunft des Priestertums entscheidet sich nicht an Strukturmodellen oder Leitungsfragen, sondern an der „*imitatio Christi*“, also der Einübung in das Handeln Jesu Christi am Menschen.

Die Erzählung vom barmherzigen Samariter bringt dies in exemplarischer Weise zur Sprache. Gegenüber gestellt werden zwei Kulddiener und ein Menschendiener. Der Priester sieht – und geht weiter. Der Levit sieht – und geht weiter. Der Samariter sieht, geht hin und sorgt für den Verwundeten.

Alle sehen. Der Unterschied liegt im Hingehen und Handeln – auf eigene Kosten.

Diese Erzählung ist keine moralische Anklage gegen priesterliche oder religiöse Rollen. Sie ist eine Anfrage an religiöse Identität dort, wo Ordnung, Funktion oder Selbstschutz so dominant werden,

dass „brennendes Interesse am Alltag der Menschen“ (Christoph Theobald) nicht handlungsleitend ist. Christologisch gelesen ist Jesus selbst der eigentliche Samariter: Er lässt sich unterbrechen. Er geht hin. Er setzt sich aus. Er handelt, ohne zu kalkulieren.

Nur in einer solchen Praxis sind Priester nicht Herren der Sakramente, sondern **Diener ihrer Glaubwürdigkeit**. Diakonische Haltung und diakonische Praxis bewahren das Sakramentale vor Ritualismus und Funktionalismus.

Für priesterliche Identität heute bedeutet das nicht grenzenlose Selbstüberschätzung und keinen Aktivismus. Es bedeutet existenzielle Ansprechbarkeit und Bereitschaft zum Opfer.

Diakonisch verstanden ist Priestersein Haltung und Praxis, die das Ganze prägt: Verkündigung, Sakrament, Begleitung, Leitung.

Damit wird deutlich: Die diakonische Wende ist kein Add-On für Priester, sondern seine **Evangelisierung**. Kardinal Grech, der Sekretär der Bischofssynode formuliert das so – übrigens für alle Gläubigen:

„Wir verwenden enorme Energie darauf, die säkulare Gesellschaft zu bekehren, aber es ist wichtiger, uns selbst zu bekehren, um die pastorale Bekehrung zu erreichen, von der Papst Franziskus oft spricht. (...)

Das Brechen des eucharistischen Brotes und des Wortes kann nicht geschehen, ohne das Brot mit denen zu brechen, die keines haben. Das ist Diakonie. Die Armen sind theologisch gesehen das Gesicht Christi. Ohne die Armen verliert man den Kontakt zur Wirklichkeit.“

12 Wozu Priester? – Dazu Priester!: Eine Ermutigung für alle, die priesterlich leben möchten...

Am Ende lassen sich Ausgangsfrage und Antwort neu profilieren.

Priester werden nicht gebraucht, um kirchliche Systeme zu stabilisieren.

Sie werden nicht gebraucht als letzte Träger einer schwindenden Institution.

Sie werden nicht gebraucht als funktionale Lückenfüller.

Aber sie werden gebraucht dort, wo Kirche **Beziehung** braucht, die der Christusbeziehung aller ein **stellvertretendes Gesicht** gibt:

- wo Menschen Begleitung und Erlösung suchen,
- wo Sakramente als verdichtete Beziehungsgeschehen gefeiert werden,
- wo das Evangelium nicht nur gesagt, sondern dienend gelebt werden soll.

Priester gewinnen ihre Identität nicht aus institutioneller Unverzichtbarkeit, sondern aus für Menschen von heute erlebbarer **Beziehung zu Christus**. Diese Beziehung macht sie weder überlegen noch überflüssig. Sie stellt sie in eine **dienende, begrenzte und zugleich unverzichtbare Rolle** – im Dienst am Priestertum der Gläubigen.

Vielleicht liegt genau darin die Verheißung dieser Zeit: dass Kirche nicht mehr aus Machtkonstellationen lebt, sondern aus **Glaubwürdigkeit**, nicht aus Kontrolle, sondern aus **Beziehung**.

Wenn Priester und Gläubige sich gemeinsam von Christus her verstehen – begrenzt, verletzlich und doch getragen – wird priesterliche Existenz die gemeinsame Wegperspektive des Glaubens.

[illegible]

